

Lebenserinnungen des Pfarrers Karl Lillge

von 1870 bis 1945

Autor: Karl Lillge
Aufbereitung des Textes: Hans-Joachim Lillge
Dokumente und Fotos aus dem Familienarchiv Lillge
Postkarten aus dem Privatarchiv Egon Höcker
Titelfoto Karl Lillge 1955

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen jeder Art oder Einspeicherungen in elektronische Systeme sind ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig.

© Egon Höcker Selbstverlag
Herausgeber: Egon Höcker
Redaktionsschluss: 30. Oktober 2020
1. Auflage
Druck und Bindung: WirmachenDruck.de

ISBN 978-3-9822607-0-9

Vorwort von Hans-Joachim Lillge

Es ist ein spannendes und erkenntnisreiches Erlebnis, in das vielfältige kreative Denken und Leben meines Großvaters Karl Lillge einzutauchen. Ich selbst habe ihn als Kind zweimal in Eisenach besucht, wo er und seine Frau Frieda nach der Flucht aus Breslau gelandet waren.

Der Weg zur Veröffentlichung der Lebenserinnerungen war lang und schwierig. In den 1990er Jahren brachte meine Tante Hilde Beckel, geb. Lillge, ein dickes Buch mit, das handschriftlich in deutscher Schrift beschrieben war: die Lebenserinnerungen ihres Vaters. Hilde diktierte es meiner Frau Barbara, die es in eine Textverarbeitung eingab. Aus Zeitgründen wegen meines fordernden Berufs blieb das Werk weitestgehend liegen.

Es dauerte ungefähr bis zum Jahr 2010, als ich nach dem Tod meiner Eltern Dr. med. Martin Lillge und Inge Lillge, geb. Borrmann (Bunzlau) Fotos und andere Unterlagen von ihnen durchschaute. Da tauchte wieder ein handschriftlich verfasstes Buch meines Großvaters auf. Mein Vater hat nie darüber gesprochen, er kannte es wohl gar nicht. Trotz meiner geringen Kenntnisse der deutschen Schrift erkannte ich, dass es eine Fortsetzung der Lebenserinnerungen war. Wie nun den Text „übersetzen“? Hilfe bekam ich unerwartet von den beiden Söhnen Dietmar und Heiner meiner Tante Charlotte Hilscher, geb. Lillge, dem dritten Kind meiner Großeltern. Sie haben mir geraten, einen Cousin meines Vaters, Pfarrer Otto Lillge zu fragen. Trotz seines hohen Alters war er sofort bereit, das Buch zu „übersetzen“. Er tippte den Text in seine Schreibmaschine, und schon nach zwei Wochen hatte ich ca. 70 Seiten Text in der Post. Wunderbar.

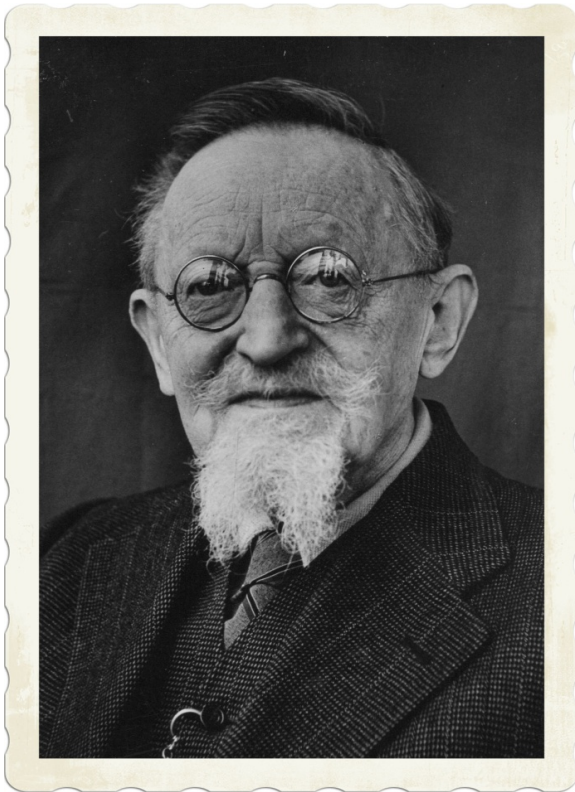
Die Veröffentlichung zog sich hin, da ich keine Erfahrung damit habe. Glücklicherweise stieß ich im Jahr 2019 auf den wunderbaren Breslau - Stammtisch in Berlin und seinen Leiter Egon Höcker, mit dem ich nun die Produktion des Buches realisiere.

Ich wünsche allen Lesern frohe und unvergessliche Stunden.

Hans-Joachim Lillge, August 2020

Meine Lebenserinnungen

Einleitung



Einige Zeit nach meinem Eintritt in den Ruhestand habe ich meine Lebenserinnungen niedergeschrieben. Nicht, als ob mein Lebensweg so wichtig gewesen wäre, dass seine Kenntnis der Nachwelt erhalten bleiben muss, aber als Vermächtnis an meine Nachkommen kann solch ein Bild aus der Vergangenheit vom Ende des vorigen Jahrhunderts an auch aus einem bescheidenen Kreis einen Eindruck geben von dem raschen und bedeutenden Aufstieg, den Deutschland seit 1870 durchmachen durfte. Da sich infolge der beiden Weltkriege die Lage Deutschlands in so unheilvoller Weise gewendet hat und in einen Tiefstand hinabgeschleudert ist, den niemand vorhersehen konnte, leuchtet die Vergangenheit in desto hellerem Licht. Leider sind meine ersten Aufzeichnungen durch die Kriegereignisse mir geraubt worden. So will ich denn jetzt in meinem achtzigsten Lebensjahr noch einmal versuchen, aus meinem Gedächtnis die vergangene Zeit wieder lebendig erstehen lassen. Manches wird von mir vergessen sein. Alle urkundlichen Unterlagen sind mir nicht mehr zur Hand. Aber was noch im Gedächtnis sicher verankert war, dürfte der einstigen Wirklichkeit entsprechen.

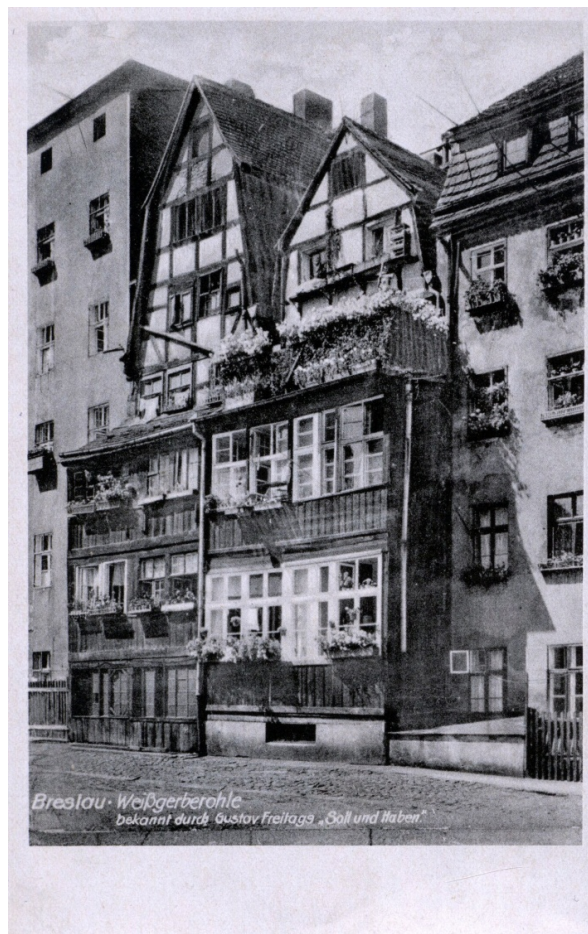
Leider sind meine ersten Aufzeichnungen durch die Kriegereignisse mir geraubt worden. So will ich denn jetzt in meinem achtzigsten Lebensjahr noch einmal versuchen, aus meinem Gedächtnis die vergangene Zeit wieder lebendig erstehen lassen. Manches wird von mir vergessen sein. Alle urkundlichen Unterlagen sind mir nicht mehr zur Hand. Aber was noch im Gedächtnis sicher verankert war, dürfte der einstigen Wirklichkeit entsprechen.

Meine Eltern

Ecke Nikolaistraße Weißgerberohle - mein Geburtshaus

Mein Geburtshaus stand in Breslau, der schönen und reichen Hauptstadt Schlesiens am Oderstrande. Mein Vater hatte das Haus photographieren lassen. Das Bild hing in meinem Arbeitszimmer, so dass ich es beschreiben kann, obwohl ich es nicht mehr mit Bewusstsein in der Erinnerung haben kann, da es wenige Jahre nach meiner Geburt abgerissen wurde. Es war ein hochgiebliches Haus mit rotem Ziegeldach, das steil abfiel. Zu ebener Erde an der Ecke war der Kaufladen meines Vaters; über der Eingangstür prangte ein Schild: Kolonial- und Spezereiwarenhandlung von Wilhelm Lillge. Es stand an einer verkehrsreichen Stelle der Ecke der Nikolaistraße und der Weißgerberohle, so dass das Geschäft recht guten Zulauf hatte. Aber allzu große Reichtümer ließen sich da nicht er-

werben. Mein Vater erzählte, dass es sich bei den Einkäufen der kleinen Leute meist um geringe Beträge handelte, für drei Gramm gelben Farin (Zuckermehl), für drei Pfennig Zichorie, für zwei Groschen Kaffee und für zwei Groschen Mehl. Damals gab es noch keine Reichsmark, und die Kleinstaaterei Deutschlands machte sich auch in der Ladenkasse bemerkbar und geltend. Im Schreibtisch hatte mein Vater einen Beutel mit Münzen aus dieser Zeit aufgehoben, die sich in der Ladenkasse vorgefunden hatten: Pfennige und Groschen aus Sachsen und Thüringen, aus Bayern und Hamburg, sogar noch aus Zeiten Friedrich des Großen, die ziemlich abgeschliffen und schlecht kenntlich unversehens mit vereinnahmt waren.



Breslau Weißgerberohle, bekannt durch Gustav Freytags „Soll und Haben“

Die Weißgerberohle ist durch den Roman von Gustav Freytag „Soll und Haben“ in der Literaturgeschichte berühmt geworden. Dort wohnte die nicht gerade als sehr angenehm bezeichnete Erscheinung Veitel Itzig, eine tragikomisch gezeichnete Judenfigur. Die Weißgerberohle verbreitete keine angenehmen Düfte. Sie war ein Nebenarm der Ohle, die weiter oberhalb bei Breslau mit ihrem Hauptarm in die Oder mündet. Einer ihrer Nebenarme, eben die Weißgerberohle, erfüllte den Zweck, die Abwässer dieses Stadtteils abzuführen. Die Weißgerber hatten da ihre Werkstätten. Diese verbreiteten nicht gerade

liebliche Düfte. Doch können sie nicht gesundheitsschädlich gewesen sein, denn ich bin dort in meinen ersten Lebensjahren ganz gut gediehen.

Die Kindheit meines Vaters in Silmenau

Mein Vater selbst war kein geborener Breslauer. Er stammte aus Silmenau bei Kattern in der Nähe von Breslau und war am 14. Januar 1829 als Sohn des dortigen Stellenbesitzers und Krämers Johann Gottfried Lillge geboren. Die Wirtschaft war nicht groß. Es standen wohl nur zwei Kühe im Stall, und der Krämerladen war kein Kaufhaus, sondern sorgte nur für die Bedürfnisse der Bauern, die wegen Kleinigkeiten nicht den Weg in die Stadt machen wollten. Da gab es vielleicht Zucker, Zimt, Kaffee und Pfeffer, gewiss auch Holzpantoffeln und Peitschenstiele.

Da eine große Schar Kinder, es werden etwa zehn gewesen sein, das Haus bevölkerte, werden die Kinder in der Arbeit auf dem Felde mitgeholfen haben. Als besondere Freude galt die Fahrt mit Vater auf den mit Kühen bespannten Wagen nach „Groß Brassel“ (gemeint ist Breslau). Mein Vater erinnerte sich sehr wohl, dass er als Junge diese Fahrt manchmal zum Wochenende oder Herbstmarkt mitgemacht hat, und dass am Tautenzienplatz, der damals noch vor der eigentlichen Stadt lag, ein Gasthof als Raststätte diente. Drei Brüder meines Vaters, die ich später noch kennenlernte, sind Landwirte geworden. Aber mein Vater, der nicht so kräftig war, folgte der anderen Tradition seines Elternhauses und wurde nach seiner Konfirmation nach Breslau in die Lehre zu einem Spezereikaufmann in der Nikolaistraße gegeben, dessen Haus an der Ecke Büttnerstraße mit einem großen Kürbis als Wahrzeichen noch bis zur Belagerung 1945 gestanden hat.

An seinen Konfirmator, den Pastor in Sillmenau, erinnerte sich mein Vater mit Liebe und Dankbarkeit. Er predigte als guter Rationalist ein vernünftiges Christentum, jedenfalls wollte er von der Existenz eines leibhaftigen Teufels nichts wissen. Die Gottesdienste dauerten damals allerdings sehr lange, meistens zwei Stunden. Es wurde ein langes Morgenlied gesungen, dann kam ein Teil der Liturgie mit der Lesung der Perikopen, danach ein Hauptlied, das sich nach der Predigt gliederte. Zur Predigt wurde erst eine Einleitung gehalten, die mit ein paar Liedversen abgeschlossen wurde. Danach erst der Hauptteil mit einem Zwischenvers und zuletzt der Schluss mit Abkündigungen und Gebet und Segen. Mein Vater wusste darüber auch im Alter noch Bescheid, da er als guter Schüler mit einer hellen Singstimme zum Küsterdienst verwendet wurde. Er hatte die Glocke zum Gottesdienst zu läuten, allsonntäglich auf dem Chor der Gemeinde als Vorsänger zu dienen und die Choräle anzustimmen. Als ich dann später selbst Geistlicher in Breslau war, bereitete ich meinem Vater eine besondere Freude, dass ich den Pastor Trelitz in Sillmenau bat, dass ich ihn einmal im Gottesdienst vertreten dürfe. Mein Vater war dazu mit nach Sillmenau herausgekommen. Da saß er nun unter der Kanzel und war stolz auf seinen Sohn, der am Altar amtieren durfte, während er als Junge nur als Chorsänger vor der Or-

gel gestanden hatte. Ein paar Tränen der Rührung blinkten in seinen Augen, und auch mir ist diese bewegliche Stunde nicht aus dem Gedächtnis geschwunden.

Kaufmannslehre meines Vaters in Breslau

Mit seiner Lehrstelle in Breslau hatte es Vater nicht günstig getroffen. Der Kaufmann war kein gütiger Lehrherr. Dem nicht kräftigen Lehrling fiel die schwere Arbeit, Kisten und Kästen zu schleppen, nicht leicht. Einmal ist er dabei verunglückt. Als er eine schwere Schublade auf der Leiter in das Regal schieben wollte, fiel er mit der Leiter um und brach sich den linken Arm. Da der Bruch nicht glatt heilte, trug er eine Verkürzung des Armes davon – eine dauernde Erinnerung an schwere Jugendzeit. Die Schlafstätte war ein Verschlag unter dem Dach, wo im Sommer die Hitze brannte und im Winter der Schnee durch die Ritzen der Dachziegel stäubte und das Waschwasser im Becken gefror. Einmal musste er im Keller aus einem Fasse Spiritus abfüllen. Dazu wurde ihm keine Laterne, wie es sich gehört hätte, mitgegeben, sondern ein offenes Licht. Beim Abfüllen spritzten ein paar Tropfen auf das Licht, und bald brannte das Feuer lichterloh und verbrannte sein Gesicht. Die Brandwunden waren so schlimm, dass die Heilung im Allerheiligenhospital längere Zeit dauerte. Zum Glück waren die Augen unverletzt, aber die Ohren waren arg verbrannt und trugen noch im Alter die Spuren dieses Unglücksfalles. Mein Vater hat sich über diese Zeit nicht besonders beklagt.



Verkaufshalle - Historische Stätten zu Gustav Freitags „Soll und Haben“

Aber nach seinem Tode fand ich in seinem Schreibtisch noch das Entlassungszeugnis seines Lehrherrn, der ihm nicht einmal den guten Willen zu Fleiß und Treue zubilligte und ihm in wenig freundlicher Weise bescheinigte, dass er mit ihm wenig zufrieden gewesen sei. Er kann aber nicht Recht gehabt haben, denn trotz dieses schlechten Lehrlingszeugnisses erhielt der Vater bald wieder Stellung und wusste sich durch Fleiß und Sparsam-

keit in die Höhe zu arbeiten. Er ist wohl in Ohlau und Brieg eine Zeitlang tätig gewesen und kam dann nach Wüstewaltersdorf im Eulengebirge, wo er Freunde gewann, die auch in seinem späteren Leben für ihn Bedeutung gewannen. Er lernte den dortigen Lehrer Fedor Berger kennen und durch ihn die Familie Goksch, die eine Textilfabrik besaß. Lehrer Berger heiratete später die Tochter von Goksch und kam an die Oberrealschule in Breslau. Durch diese Verbindung gelang es Vater, eine Stellung in Breslau als Buchhalter bei der Destillationsfirma Rohland in der Schweidnitzerstraße zu erlangen, wo er durch jahrelange gewissenhafte Tätigkeit das Vertrauen des Besitzers erwarb. Nach dessen Tode ging die Firma auf den Schwiegersohn Herrn Promnitz über, der ein bedeutendes Vermögen besessen haben muss; er galt als Mäzen und hat dem Breslauer Museum einige wertvolle Stiftungen gemacht. Zu meinem Vater bewahrte er eine achtungsvolle Freundschaft. Der Zufall fügte es, dass ich mit seinem Sohne eine Zeitlang auf derselben Schulbank saß. Doch hatte es der junge Promnitz es nicht besonders eilig mit dem Vorwärtkommen in der Schule, sodass ich ihn später aus den Augen verlor.

Erwerb meines Geburtshauses in Breslau

Wohl Anfang der sechziger Jahre konnte Vater daran denken, sich selbstständig zu machen und erwarb mein Geburtshaus in der Nikolaistraße, wo er das Ladengeschäft übernahm. In der Nachbarschaft in der Weißgerberohle wohnte Weißgerbermeister Wurdig, mit dem er bald befreundet wurde. Herr Wurdig war Freimaurer und hat meinen Vater in die Loge „Friedrich zum goldenen Zepter“ eingeführt, in die mein Vater an seinem 40. Geburtstag am 14. Januar 1869 aufgenommen wurde.

21. Juli 1868 - Hochzeit meiner Eltern

Schon einige Zeit vorher hatte mein Vater durch Herrn Wurdig eine Bekanntschaft gemacht, die für sein weiteres Leben entscheidend wurde. Zu dem Weißgerbermeister kam aus Goldberg, wohl durch Vermittlung einer entfernten Verwandten, Fräulein Emilie Steinberg aus Goldberg an der Katzbach, die Tochter des dortigen Tuchmachermeisters; sie wollte vielleicht die Genüsse der Großstadt genießen. Der Kaufmann Wilhelm Lillge fand Gefallen an dem Goldberger Fräulein, und da es gegenseitig war, kam bald eine Verlobung zustande. Die Hochzeit fand am 21. Juli 1868 statt. Die Trauung vollzog Pfarrer Spangenberg in der alten gotischen Pfarrkirche, in der schon drei Generationen der Steinberger Familie den Bund fürs Leben hatten einsegnen lassen.

1870 - 1877: Meine Kinderjahre

Meine Geburt und Taufe



Elisabethkirche

Da das Steinbergsche Haus am Kirchplatz lag, zog die Hochzeitsgesellschaft in feierlichem Zuge zu Fuß nach der Kirche. Nach der Trauung standen Wagen bereit, die sie zum Festmahl nach dem „Deutschen Hause“ am Mühlberg brachten. Die Brautkutsche war gestellt von dem Gutshof auf dem „Grimmen“ von der Familie Rosemann, deren Tochter die letzte Schulfreundin war. Ihr Bruder Max Rosemann ließ es sich nicht nehmen, hoch zu Ross die Brautkutsche zu begleiten. Der jungen Kaufmannsfrau wurde es nicht ganz leicht, sich in der Großstadt Breslau einzugewöhnen. Zeitlebens hing sie an dem gemütlichen Leben der elterlichen Kleinstadt und kannte keine größere Freude, als in den Ferien in Goldberg bei den Eltern wieder einzukehren. Allzu lange hat sie allerdings nicht als Hausfrau in dem alten Hause auf der Nikolaistraße geschaltet und gewaltet, da der siegreiche Krieg von 1870 in den nächsten Jahren einen Umschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse und einen Aufstieg mit sich brachte, der auch den Kaufmann Wilhelm Lillge in neue Bahnen drängte. Als schon die ersten entscheidenden Schlachten geschlagen waren, wurde ich am 27. August 1870 als erster Stammhalter geboren und am 20.

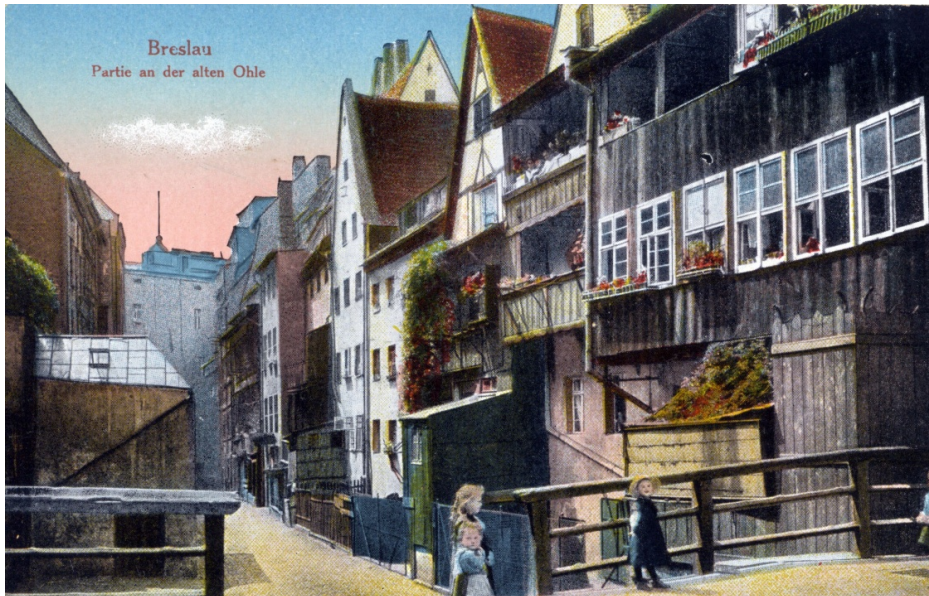
September 1870, also noch über den Jubel über den Sieg bei Sedan und Napoleons Gefangennahme in der ehrwürdigen St. Elisabeth-Kirche getauft.

Zur Tauffeier war eine festliche Gesellschaft geladen, die Großeltern aus Goldberg mit dem Sohne Karl Steinberg, der als Pate fungierte, ebenso der Lehrer Fedor Berger, die als Patenonkel noch eine besondere Rolle spielen sollte. Jedenfalls ist es bei dieser Feier sehr fröhlich zugegangen. Denn es wurde erzählt, dass Patenonkel Karl Steinberg, auf dessen Namen ich getauft wurde, dabei die Nase etwas reichlich begossen habe. Er hatte ein trauriges Geschick. Er hatte in Goldberg die lateinische Schule besucht und war einer der besten Schüler gewesen, wie auch seine Schwester – meine Mutter – die Schule mit einer Prämie und einem sehr lobenden Zeugnis des Pfarrers Scharff verlassen hatte. Gern hätte er das Gymnasium in Liegnitz bezogen und weiter studiert. Aber der Vater konnte oder wollte die Kosten dafür nicht tragen. So wurde er Landwirt und fristete als Gutsinspektor in Wolfsdorf seine Tage, bis er zum Militär und nach Hirschberg zum Jägerbataillon eingezogen wurde, in dem später durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls auch mein Sohn Martin seiner Militärflicht genügte. Karl Steinberg machte als Jäger den Feldzug 1866 mit und rückte mit seinem Bataillon in Sachsen ein, ist aber bei dem schnellen Abschluss des Krieges wahrscheinlich nicht in ein Gefecht gekommen. In Bautzen holte er sich in einem Feldlager bei schlechtem Wetter eine Lungenentzündung, die den Keim zu tuberkulöser Erkrankung legte. Bei meiner Taufe steckte die Krankheit schon in ihm. Schon im Jahre 1872 – treulich gepflegt von seiner Mutter – ist er in Goldberg heimgegangen. Großmutter Steinberg trug den Verlust des einzigen Sohnes sehr schwer. Da ich auf seinen Namen getauft war, galt ich, als ich heranwuchs, gleichsam als Ersatz des Heimgegangenen. Bei mir bildete sich im Laufe der Zeit die fixe Idee heraus, ich müsse als sein Doppelgänger dasselbe Schicksal erleiden und schon mit 36 Jahren sterben, und war nicht wenig erstaunt, als das 36. Lebensjahr ohne Katastrophe vorüberging.

Der Ausbau der Kanalisation von Breslau und seine Folgen

Die Gründung des deutschen Reiches, die Freude, endlich den Traum deutscher Einheit verwirklicht zu sehen, führte zu einem Auftritt jeder Unternehmungslust. Auch der Magistrat der Stadt Breslau konnte sich dem allgemeinen Drange nach Besserung der Lebensverhältnisse nicht entziehen.

Die längst nötige Kanalisation der Stadt sollte in Angriff genommen und im Zusammenhang damit der durch die Stadt führende Ohlearm zugeschüttet werden. Infolgedessen sollte das Kaufhaus Lillge der Spitzhacke zum Opfer fallen, da es mit seiner Front weit in die Nikolaistraße hineinreichte und ein Hindernis für den stärkeren Verkehr bildete.



Partie an der alten Ohle

Ein Ratssekretär, Amandus Wilke, wurde beauftragt, mit dem Kaufmann Lillge wegen Verkaufs des Hauses zu verhandeln. Da der Magistrat eine ziemlich hohe Kaufsumme bot, willigte Lillge ein, und das Haus wurde abgebrochen im Jahre 1873 oder 1874. Aus diesen Verhandlungen entstand zwischen den beiden Männern ein Freundschaftsbund, zu dem sich noch der Apotheker von Biernacki aus der nahegelegenen Hospitalapotheke von Allerheiligen gesellte, und der bis zum Lebensende in Treue gehalten wurde. Mein Vater erhielt mit Hilfe seines Freundes Wilke eine neue Wohnung im Parterre der städtischen Mittelschule am Nikolaistadtgraben. Die Fenster gingen auf den Schulhof hinaus. Da sah ich zum ersten Male in meinem Leben einen Schneemann, den Schuljungen mit großem Eifer aufbauten. Das Erstaunen über dieses Kunstwerk war so groß, dass mir dieses Erlebnis als früheste Kindheitserinnerung im Gedächtnis geblieben ist. Im Jahre 1872 erhielt ich eine Schwester Helene. Zur Betreuung des Geschwisterpaares wurde eine Kinderfrau bestellt, die uns in den nahe gelegenen schönen Promenadenanlagen spazieren führen musste. Das unbehagliche Gefühl, in diesen wohl gepflegten Gängen nicht herumtollen zu dürfen, sondern sittsam und bescheidenen neben der Kinderfrau herschreiten zu müssen, bin ich bis auf den heutigen Tage nicht ganz losgeworden. Die Kinderfrau hatte ich längst vergessen, aber die Kinderfrau nicht mich. Als ich schon in Amt und Würden in Breslau stand, wurde ich eines Tages gebeten, einer alten Frau das letzte Hl. Abendmahl zu reichen. Der Name war mir unbekannt. Als ich zu ihr kam, gab sie sich als die alte Kinderfrau zu erkennen. Ich habe ihr dann mit wehmütigen Gedanken der Rührung die Grabrede gehalten.

Beteiligung meines Vater an der Schwefelsäurefabrik in Gandau

Da mein Vater durch den Verkauf des Hauses seine Existenzgrundlage verloren hatte, galt es, auf andere Weise für die Zukunft zu sorgen. Er stand in Verbindung mit einem unternehmungslustigen Kaufmann Mann, Herrn Kleinert, Ingenieur Hoffmann und etlichen anderen, die zusammen eine Schwefelsäurefabrik in Gandau in der Nähe des Exerzierplatzes gründeten. Da mein Vater von den Schwiegereltern 10.000 Taler als Hochzeitsgut erhalten von dem Hausverkauf Kapital in Händen hatte, konnte er sich am Unternehmen beteiligen und steckte 10.000 Taler hinein. Ich habe die Fabrik mit Vater in späteren Jahren öfters besucht und die großen Bleikammern bewundert, in denen die gefährliche Schwefelsäure hergestellt wurde. Anfangs warf das Unternehmen beträchtlichen Gewinn ab, mindestens 10%, sodass die Eltern behaglich leben konnten, wovon noch ein Stapel Operntexte im väterlichen Bücherschrank beredtes Zeugnis ablegte. Der Schwefelkies musste bis aus Ungarn und die Kohlen aus Oberschlesien bezogen werden, so dass die Produktionskosten ziemlich hoch waren. Als dann auch Schwefelkiesfabriken in Oberschlesien entstanden, wurde das Unternehmen unrentabel. Vater verlor sein Einlagekapital und hatte noch in den achtziger Jahren an dieser Enttäuschung zu tragen. Er war aber nicht untätig geblieben. Er gründete mit Herrn Neumann, dessen Eltern eine Mühle besaßen, eine Mühlsteinfabrik in der Claassenstraße am Schlesischen Bahnhof. Er führte das Geschäft als Kaufmann, Herr Neumann war der technische Compagnon, der als Reisender die Kundschaft zu besuchen hatte. Das Mühlsteingeschäft blühte schnell auf. Die Steine wurden aus Frankreich bezogen, und ein französischer Werkmeister, Lombardi, stand den Steinmetzen vor. Seine niedliche Tochter Rosali wurde meine Spielgefährtin auf dem Fabrikhof, wo ein kleines Gärtchen mit einer Laube uns mit meiner Schwester froh vereinte. Da unsere Wohnung damals ganz in der Nähe der Tauentzienstr. 27a im Hause des Prof. Fischer lag, der in der Universitätsklinik Chirurg war, war der Weg in die Fabrik nicht weit.

Ein besonderes Ereignis war die Reise Vaters nach Frankreich, als bestellte Steine nicht vertragsmäßig geliefert wurden. Obwohl Vater die französische Sprache nicht beherrschte, konnte er doch die Verhandlung zu seiner Befriedigung durchführen.

Leider vertrug Vater das Sitzen auf dem Comptoirschemel nicht. Er wurde leberkrank, und mehrere Reisen nach Karlsbad befreiten ihn nicht endgültig von seinen Leiden. Sein Hausarzt Dr. Kabierski, ein alter Homöopath, gab ihm den Rat: „Wenn Sie weiter viel Geld verdienen wollen, müssen Sie auf dem Comptoirschemel sitzen bleiben; aber wenn Sie lange leben wollen, fangen Sie wieder Ihr altes Geschäft an, denn Sie brauchen dauernde Bewegung.“ Da entschloss sich denn Vater, das Mühlsteingeschäft aufzugeben und kaufte etwa im Jahr 1881 das Haus Gr. Feldstraße 15 Ecke Klosterstraße mit einem Speze-
reiwarengeschäft.

1877 - 1889: Meine Schulzeit

Besuch der Ossig'schen Privatschule am Christophoriplatz



Christophoriplatz

Ich war inzwischen im siebten Lebensjahr in die Ossig'sche Privatschule am Christophoriplatz geschickt worden, auf dem die kleine Holzfachkirche stand, zu der die Landgemeinden im Osten von Breslau gehörten. Auch dort zeigte sich die rasche Entwicklung Breslaus. Auf dem Platz wurde der Grund zu einer neuen Getreidebörse gelegt, wobei auf dem alten Friedhofsgelände eine Menge Totengerippe zum Vorschein kamen, die fuhrenweise weggefahren werden mussten, für uns Schulkinder ein etwas gruseliges Schauspiel. Zum ersten Schultag war sogar die Großmutter aus Goldberg erschienen, die mich zusammen mit der Mutter auf dem neuen Wege geleitete. Auf dem Christophoriplatz trafen wir einen Leidensgefährten, einen kleinen Juden Silberstein, der mit einem Paar Stiefelchen mit einer Goldborte ausgestattet war, während ich nur einfache Schuhe trug; schon deswegen ist er nicht mein Freund geworden. Die Ossig'sche Privatschule besuchte ich bis zur Reife für Quinta. In der Sexta wurde mir mens a mensa von dem Hilfsprediger von Elisabeth beigebracht, der später als Pastor primarius, Bundes- und Logenbruder bis zu seinem 90. Jahre, ein treuer Freund werden sollte. Im Jahre 1881 kam ich auf das Johannesgymnasium auf der Paradiesstraße in die Quinta zum Ordinarius Dr. Heinrich Winkler, fürchterlich durch seinen schwarzen Räuberbart und noch schrecklicher wegen seiner vom Kasernenhof stammenden Schimpfereien, womit er uns kleinen Kerlen die unregelmäßigen Verben einbläute. Vielleicht war es auch nicht ganz leicht, in einer Klasse von sechzig Schülern den Lerneifer anzuspornen. Ausgezeichneten Schreibunterricht erteilte der Vorschullehrer Joachim genannt Jockel, ein possierlicher alter Junggeselle, der auf tadellose Kleidung ängstlich bedacht war. Hinter der Tür des Klassenschrankes

zog er sich erst seinen Schulkittel an, ehe er unterrichtete. Die Schreibübung machte er an der Tafel mit dramatischer Lebendigkeit vor: liebe, liebe Hand, leise, leise, leise! Haarstrich fein, Grundstrich: zuck! Den Rechenunterricht erteilte der gestrenge Vorschullehrer Biewald, der mit dem Rohrstock die rechte Anwendung der Regeldetri erzwang. Im Laufe meiner Schulzeit lernte ich eine ganze Reihe von Lehrern kennen, es waren etliche zwanzig, unter denen sich die Kritik der Schüler oft in boshafter Weise ihre Opfer aussuchte. In der Quinta lernte ich Dr. Richter kennen, der dann später in der Prima als gewandter Horaz-Erklärer uns diesen Dichter zu erschließen verstand. Der Direktor, C. F. W. Müller, der Herausgeber von Ciceros Schriften bei Teubner Verlag Leipzig, trat uns wohl als Lehrer zum ersten Mal in der Untertertia gegenüber. Er bemühte sich, mit uns die Metamorphosen von Ovid zu lesen, für die uns in diesem Alter natürlich das Verständnis völlig fehlte. Den deutschen Unterricht erteilte mit Geschick Dr. Hoffmann, ein kleiner beweglicher Herr mit einer Glatze. Er war Musikkritiker der Schlesischen Zeitung für die Operaufführungen des Staatstheaters und war uns wegen seiner Gutmütigkeit lieb, wenn ihm auch der Übermut manchmal einen Schabernack spielte. Als feinsinniger Ästhet verstand er es nicht, seine oft unbändigen Schüler mit der nötigen Entschiedenheit in Zucht zu halten. In Obertertia gab Dr. Hirschwälder den Lateinunterricht. Mein Vater hatte ihn am Biertisch kennengelernt, und diese persönliche Beziehung wurde für mich sehr wertvoll. Der Winkler gab den Griechisch Unterricht und ließ an mir seine Wut aus, bis ich meinen Vater, als es mir zu arg wurde, bat, sich über ihn bei Dr. Hirschwälder zu beschweren. Das half, und ich hatte seitdem vor dem Wüterich Ruhe. Er ist der einzige Lehrer, den ich nach dem Abgang von der Schule nicht mehr begrüßt habe.

Den Geschichtsunterricht gab ein neu eingestellter Lehrer, der mit seinem schwungvollen Vortrag uns Geschichte lebendig zu machen verstand. Dann trat ein jüdischer Lehrer Dr. Badt auf die Bildfläche, Vorbeter in der Synagoge, der von uns Schülern „unser Badt“ genannt wurde. Er konnte sein schmutziges Wesen in seinem Auftreten nicht verbergen. Den Mathematikunterricht gab ebenfalls ein jüdischer Lehrer, der auf mich so anregend wirkte, dass ich in diesem Fache ein glattes „Gut“ erreichte und damit glücklich in die Sekunda hinüberraute. In der Untersekunda war Dr. Seyler Ordinarius, ein biederer Schlesier, der seinen Dialekt nicht verleugnete und gern von seinen Kriegserlebnissen erzählte, z.B.: „Im Kriege nutzt es goar nischt, wenn man in seiner Tasche einen Haufen Taler hat und nischt dafür kaufen kann, oder wenn an den Hosen die Knöpfe losgehen und man keine Nadel zum Annähen hoat.“ Er paukte mit unermüdlichem Eifer die Konditionalsätze mit Epsilon und epsilon alpha ein und jammerte dabei über die „ewige Leier“. Schlimm war es, als er uns in der Prima den Sophokles erklären wollte, was aber über seine Kraft ging – vielleicht auch über den damaligen Horizont der Schüler. Doch war uns Seyler ein wohlwollender und lieber Lehrer, der den Geschichtsunterricht in Sekunda und Prima beherrschte als seine Domäne. Professor Dr. Fechner, ein würdiger älterer Herr mit

Vatermördern, schwarzem Rock und ewig grauen Hosen, auch stets mit einem Regenschirm bewaffnet, war ein zwar pedantischer, aber äußerst gewissenhafter und anregender Lehrer, der uns sehr viel von seinem umfangreichen Wissen geboten hat. Er hat den gesamten Stoff seines Geschichtsunterrichtes vom Altertum bis in die Neuzeit sorgfältig ausgearbeitet und trug ihn wohlgeordnet nach Stichworten in der Stunde vor. Danach fragte er den behandelten Stoff einzeln ab, wobei die Schüler die Zahlen und Stichworte nachschreiben mussten. In der nächsten Stunde hatten die Schüler in freiem Vortrage die Geschichte wiederzugeben. Jedes Vierteljahr wurde über das Pensum eine Arbeit geschrieben. Zuerst wurden etwa 25 Jahreszahlen und Ereignisse verlangt und dann eine Ausführung über ein besonderes Thema. Die Arbeiten wurden von ihm in äußerst gewissenhafter Arbeit durchgesehen; er brachte es fertig, bei einzelnen Sündern bis zu 100 Fehler zusammenzuzählen.

In der Prima gab er den Deutschunterricht und verstand es, durch seine Methode uns zu einem streng geordneten Aufbau der Gedanken zu zwingen. Die geschichtlichen Themen der Aufsätze mussten so behandelt werden, dass die unmittelbaren und die fernen Ursachen klar dargelegt wurden. Bei Charakterdarstellungen etwa von einzelnen Personen eines Dramas waren die einzelnen Züge des Helden nach einem bestimmt gegebenen Schema wie Verstand, Gemütsart, Wille, Gefühl klar auseinanderzuhalten. Es waren allerdings spanische Stiefel, in die die Gedanken eingespannt wurden, aber ich empfinde noch heute dankbar die strenge geistige Schulung, die dieser ungewöhnlich gewissenhafte Lehrer ausübte. In der Obersekunda war Dr. Dziallas Ordinarius, ein wunderlicher, witziger Kopf, der aber nicht mehr auf der Höhe der Zeit stand und dessen Ansehen unter dem Ruf litt, dass er Potator (Trinker) sei, wenn davon auch im Unterricht von uns Schülern nichts gemerkt wurde. Er hatte eine burschikose Art, den Eifer der Klasse anzuregen. Gab's eine schwierige Frage zu lösen, dann rief er die Geister zum Wettbewerb auf: „Erste Bank, zweite Bank, Trampelloge!“ Er erkrankte und starb. Die Vertretung übernahm Dr. Schindler, dem es offenbar eine Ehre war, in einer oberen Klasse unterrichten zu können, und sich sichtlich Mühe gab, uns mit gutem Erfolg eine Auswahl von Gedichten zu erklären. Er wurde von Dr. Richter in der Prima übertroffen, der mit uns Horaz las und launig erklärte, dabei in manchen Stunden mit uns lateinisch sprach und uns dazu anregte, lateinisch zu antworten.

Den Homerunterricht habe ich in weniger guter Erinnerung. In der Sekunda wurde unter Direktor Müller die gesamte Odyssee gelesen oder vielmehr durchgepeitscht. Die homerischen Formen machten uns Schülern einige Schwierigkeiten und die Präparation große Arbeit. Aber unerbittlich gab es zwei Stunden Arrest, wer nicht glatt übersetzen konnte. Die Folge war, dass sich jeder eine Klatsche anschaffte und dem Herrn Direktor daraus vorlas. Als er trotz seiner etwas kurzsichtigen Augen einen unvorsichtigen Schüler – es war der Jude Löwenstein, das allgemeine Klassenekel – dabei ertappte, war er vor Ent-

setzen, dass ihm als Direktor eine solche Disziplinlosigkeit vorkommen konnte, fast sprachlos. Aber dann brach ein Donnerwetter los, und er versuchte, in den einzelnen Bänken nach noch mehr solcher corpora delicti zu suchen, was natürlich misslang, da die Klatschen aus der gefährlichen Nähe des Direktors von Bank zu Bank wanderten. So habe ich denn die gesamte Odyssee wohl kennengelernt, aber für eine Einführung in ihre poetischen Schönheiten war keine Zeit übrig geblieben. Noch trauriger erging es der Ilias in der Oberprima, wo der harmlose Dr. Hirschwälder auf dem Katheder saß. Er mochte einmal ein gelehrter Kopf gewesen sein, aber sein aufgedunsenes Gesicht bezeugte, dass er durch Trunksucht seine Fähigkeiten gelähmt hatte. Er brachte es fertig, einmal bezechet in die Klasse zu kommen, zur großen Erheiterung von uns Schülern. Dass die Lektüre der Ilias bei solchem Lehrer nicht viel eintrug, ist natürlich.

Den Lateinunterricht beherrschte in der Oberprima Direktor Müller, er las mit uns Briefe Ciceros, eine nicht leichte Lektüre. In der Unterprima hatten wir mit größerem Gewinn und Interesse philosophische Schriften von Cicero unter Dr. Richter gelesen. In der Oberprima wurden lateinische Aufsätze gefordert, eine schwierige Aufgabe, sintemal Direktor Müller ciceronisches Latein forderte und jede Abweichung von Ciceros Stil streng bekämpfte. In Erinnerung ist mir das Thema des lateinischen Aufsatzes zum Abiturium geblieben: „Cur Fridericus II. Magnus nominatur?“ Da unter Friedrich dem Großen die Kanonen eine entscheidende Rolle spielten, wie soll man sie mit ciceronischem Latein übersetzen? Etwa mit dem Witz: Possum sine?

Während mein Bruder Friedrich, am 17. März 1876 geboren, als sein Lieblingsschüler durch ihn begeistert zum klassischen Philologen wurde und auch mein jüngster Bruder Richard, am 17. November 1878 geboren, als sein bester Schüler bei ihm galt, habe ich mich mit ihm nicht verstehen können. Das hing wohl zum Teil mit folgenden Verhältnissen zusammen.

Besuch des Johannesgymnasium

Am Johannesgymnasium bestanden damals Doppelklassen. Ein Jahrgang fing zu Ostern, der andere zu Michaelis an. Das hatte den Vorteil, dass ein Schüler beim Sitzenbeliben nur ein halbes Jahr verlor. Da aber in der Prima die Schüler zusammenschmolzen, wurden die beiden Kurse zusammengelegt, sodass der Osterkurs in der Klasse den Micheliskurs vor ihm vorfand, der also ein halbes Jahr weiter vorgebildet war. Natürlich bestand da ein gewisser Abstand. Der Osterkursus hatte Mühe, mitzukommen, so erging es auch mir. Außerdem wurde es mir schwer, mich in die Eigenart des Direktors zu finden. Obwohl ich immer einer der ersten Schüler gewesen war, fauchte mich der Direktor einmal an: „Lillge, ich werde Ihnen einen Trauerdämpfer aufsetzen. Sie werden in der Oberprima noch Großvater werden.“ Dieses lieblose Wort hat mich so schwer gekränkt, dass ich heute noch träume, Direktor Müller habe mich zum Abitur nicht zugelassen und

seinen Sohn, der mit uns in der Klasse saß, vorgezogen. Davon ist in Wirklichkeit keine Rede gewesen. Aber dieses Erlebnis ist ein Beweis dafür, wie manchmal eine unbedachte Äußerung auf ein jugendliches Gemüt einen dauernden schwer zu ertragenen Einfluss ausübt, für mich eine heilsame Lehre. Ich habe mir Mühe gegeben, nie mit verletzenden Schimpfwörtern meinen Kindern das Selbstgefühl zu nehmen, sondern sie zu frohem Mute zu erziehen.

Übrigens waren wir die letzten Abiturienten, die einen lateinischen Aufsatz schreiben mussten. Im Jahre 1889 wurde diese Forderung aufgehoben. Das Verständnis für die Eigenart von Dr. Müller ist mir erst in späteren Jahren nach seinem Tode aufgegangen. Da las ich in den Annalen der Universität seinen Nekrolog, den ihm sein früherer Schüler und Professor der klassischen Philologie Skutsch geschrieben hatte. Müller war zunächst Oberlehrer in Königsberg, wo er ein abschließendes Werk über Plautus herausgab. Auf Grund dieser Arbeit berief ihn die Universität von Berlin als Professor. Das Kultusministerium verweigerte aber die Bestätigung, da sich Müller anfangs der sechziger Jahre politisch im Kampf um die Heeresorganisation als liberaler Mann in der Opposition gegen Bismarck politisch betätigt hatte. Der liberale Magistrat von Berlin berief ihn daraufhin als Oberlehrer an das Joachimsthaler Gymnasium in eine Stellung, die eine Beförderung bedeutete. Wenn ich nicht irre, versuchte die Hallenser Universität nochmals, Müller zum Professor zu gewinnen – mit demselben negativen Erfolg. Danach wurde die Enttäuschung durch den Magistrat von Breslau behoben. Im Jahre 1872 war in Breslau das Johannesgymnasium neu gegründet worden, das im Gegensatz zu den damaligen konfessionellen Gymnasien auf paritätischer Grundlage aufgebaut wurde. An dessen Spitze wurde Müller zum Direktor berufen. Er war von Natur für eine gelehrte Laufbahn bestimmt, hat auch zeitlebens wissenschaftlich gearbeitet, Ciceros Werke bei Teubner herausgegeben und eine Reihe wissenschaftlicher Aufsätze veröffentlicht. Die Schule war nicht seine eigentliche Lebensaufgabe, die er mit Liebe und Hingabe erfüllte. Das haben wir Schüler unbewusst gespürt. Als er in den Ruhestand trat, habilitierte er sich noch an der Universität, wohin er am Anfang hingehört hätte. Als er sich dann zu einer Reise nach Rom rüstete, erklärte er meinem Bruder, dass nun ein langgehegter Wunsch in Erfüllung gehe, die Stätten seiner Sehnsucht mit eigenen Augen zu sehen.

Vor meinen Augen taucht noch das gemütvollte Gesicht des Vorschullehrers Häring auf, eines kleinen, beweglichen Mannes mit freundlichen Augen. Obwohl er nur in Quarta und Tertia Naturgeschichte und vielleicht noch Rechnen lehrte, ist mir eine niedliche Äußerung von ihm in Erinnerung, die für seine humorvolle Art kennzeichnend ist. Bei den Frühlingsblumen kam er auch auf die gelbe Maiblume zu sprechen. Ja, meinte er, Jungens, die hat mir mal eine Tracht Prügel eingetragen. Als ich, so alt wie ihr, mit meinen Geschwistern Kühe auf der Wiese hütete, machten sich meine Schwestern aus den Stielen, indem sie Ringe daraus ineinandersteckten, eine Kette. Da aus den Stängeln ein so schöner weißer

Saft herausquoll, tippte ich mir damit auf meine schwarze Lederhose ein richtiges Muster und war stolz, meine Hose so schön verziert zu haben. Aber zu Hause legte mich der Vaters übers Knie und bewies mir dass ich die Hosen verschandelt hatte. Gerne habe ich diesen jugendfrohen Mann, der in der Vorschule die ABC - Schützen betreute und sich das kindliche Gemüt bewahrt hatte, noch in späteren Jahren manchmal getroffen.

Ein anderer Lehrer, den ich nur in der Sekunda kennenlernte, wo er uns die Anfänge der Chemie beizubringen suchte, war Dr. Schiff, der Schwiegersohn des Direktors. Er war Jude, trat zum Christentum über, betätigte sich dann am kirchlichen Leben und wurde Mitglied im Gemeindegemeinderat von St. Bernhardin. Dort trat er mir näher, als ich mich an dieser Kirche um die Hilfs-Pfarrstelle bewarb. Dr. Schiff war auch im Vorstand des Humboldt - Vereins, der in Breslau volkstümliche Kultur förderte und für seine Mitglieder Konzerte, Theatervorstellungen und populärwissenschaftliche Vorträge veranstaltete. Durch Dr. Schiffs Vermittlung erhielt ich mehrere Jahre hindurch den Auftrag, in meiner Vorstadtgemeinde solche Vorträge zu halten. Dabei habe ich über Friedrich den Großen, über Treue u.a. gesprochen und dabei dankbare Zuhörer gehabt. Schließlich sei noch eines Lehrers gedacht, wie er nicht sein soll. Dr. Herczyk war Jude und Neusprachler, der uns von Sekunda bis Prima den Unterricht so leicht machte und vor allem für sich selbst bequem gestaltete, dass er dabei nicht viel Arbeit hatte und wir nicht viel zu lernen brauchten. Er setzte sich auf Katheder und begann: „Nun meine Herren Gelehrten: aus dem Plötz hatten wir das letzte Mal Paragraph soundso durchgenommen. Bitte, was wissen Sie davon?“ Meist erhielt er wenig aufschlussreiche Antworten. Dann meinte er: „Dann muss ich Ihnen selber noch mal die alte Litanei vortragen.“ Wenn eine Arbeit in der Klasse zu schreiben war, kündigte er vorher an, dass wir uns dazu gewisse Paragraphen im Ploetz genau ansehen mussten, und diktierte aus den dort stehenden französischen Stücken ein paar Absätze, die wir aus dem Ploetz unter der Bank getreulich abschrieben. Er setzte dann bei der Korrektur nur sein H. drunter und 0 Fehler. Zum Schein des Gerechten kreidete er höchstens bei einigen Schülern gelegentliche Fehler an. Als das Abiturium herannahte, hielt er uns eine ernste Ansprache: „Meine Herren Gelehrten! Sie haben bisher von meinem Unterricht nicht viel profitiert und werden sich beim Examen nicht blamieren wollen. Ich bin bereit, Ihnen zu helfen. Kommen Sie am Nachmittag in die Schule. Ich werde Ihnen ein paar Extrastunden geben.“ Da teilte er uns im Wesentlichen die Fragen mit, die er im Examen an uns stellen wolle. Im Examen klappte dann alles vorzüglich. Da Direktor Müller so gut wie nie den Unterricht kontrollierte, konnte Haczyk seine Bummelei ungehindert treiben. Erst der Nachfolger von Direktor Müller ist ihm auf die Sprünge gekommen und hat schließlich seine Pensionierung veranlasst.

Beinahe hätte ich vergessen, Dr. Depène zu erwähnen, der den Spitznamen „Der schöne Robert“ trug, mit einem hellen blonden Vollbart eine stattliche Figur, im Kriege 70/71 Artillerieoffizier, in der Schule Mathematiker. Bei Dr. Töplitz war ich ein bevorzugter Schüler,

da er besondere Aufgaben für diejenigen stellte, die sich dafür interessierten. Die Übrigen beschäftigte er bloß mit den üblichen Lehrsätzen, die uns dann weniger geläufig waren. Dr. Depène verlangte aber von allen das gleiche. Dabei kam ich ins Hintertreffen, da ich mich nicht mehr mit besonderen Aufgaben hervortun konnte. So ist denn meine Vorliebe für die Mathematik wieder erlahmt, wenn auch meine Begabung für Mathematik mich immer auf der Höhe hielt. In der Arbeit zum Abitur hätte ich ein „Gut“ erlangt, wenn ich beim Übertragen der Formeln auf die nächste Seite eine lumpige 2 nicht vergessen hätte. Unvergessen sind zwei ärgerliche Aussprüche von Dr. Depène. Wenn er mit den Leistungen der Klasse nicht zufrieden war, konstatierte er: „Man könnte über der ganzen Klasse ein Minuszeichen machen.“ Mit der anderen Äußerung hat er allerdings Recht behalten: „Sie werden nochmal Elsass-Lothringen verlieren.“

Geigenunterricht bei Julius Rieger, der Millionär wurde

Diese ausführliche Schilderung meines Schullebens könnte den Anschein erwecken, als wäre all mein Denken und Sinnen davon in Anspruch genommen gewesen. Daneben spielte jedoch das häusliche Leben seine besondere, wesentliche Rolle. Einer von den Lehrlingen meines Vaters, Julius Rieger, wurde mir ein guter Kamerad. Als Bauerssohn aus dem Glatzer Gebirge hatte er es nicht ganz leicht, sich in die Kaufmannslehre zu schicken. Da er eine Violine mitbrachte, ließ er mich auch ein paar Striche tun mit dem Erfolg, dass ich mich entschloss, Geigenunterricht zuzunehmen; aber meine Finger haben es zu keinem Virtuositum auf diesem Instrument gebracht. Ich gab das vergebliche Mühen nach einiger Zeit auf. Julius Rieger blieb in Vaters Geschäft, bis er zum Militärdienst bei der Spandauer Festungsartillerie eingezogen wurde. Dann gelang es ihm, ein kleines Geschäft für Butter und Käse zu erwerben, das er später durch Verbindung mit einem Kolonialwarengeschäft vergrößerte. Als ich in Berlin studierte, besuchte ich ihn in Charlottenburg und verlebte bei ihm – er hatte eine nette Frau geheiratet – einen sehr gemütlichen Abend. Als er nach ein paar Jahren meinen Vater in Breslau besuchte, und mein Vater ihn nach den Erfolgen seines Geschäftes befragte, antwortet er: „Ich habe längst was Besseres angefangen. Ich habe am Alexanderplatz ein Hotel erworben und bin damit zufrieden.“ Mein Vater dachte im Stillen: Julius, bei mir hast Du nicht Hotelier gelernt; wer weiß wie das Unternehmen ausgeht. Nach ein paar Jahren, als ich auf einer Urlaubsreise durch Berlin kam, wollte ich in Riegers Hotel am Alexanderplatz einkehren. Aber es war nicht zu finden. War die Befürchtung meines Vaters in Erfüllung gegangen? Nach einiger Zeit erschien Julius Rieger wieder bei meinem Vater und gab eine verblüffende Erklärung. Er erwähnte: „In dem Hotel tagte ein Vegetarierversammlung, in dem ich selber Mitglied wurde. Etliche Mitglieder waren Grundstücksmakler, die mir von ihren großen Gewinnen erzählten. Da habe ich dann selber solche Geschäfte gemacht. Schließlich kam ein Gutsbesitzer aus der Nähe von Berlin zu mir mit der Bitte, ihm für eine gekündigte Hypothek Geld zu besorgen. Da schlug ich ihm vor, sein Gut zu parzellieren und als Baustellen zu ver-

kaufen. Dann habe ich selber ein größeres Gut gekauft und durch Parzellierung etwa 1 Million Mk. verdient. Ich werde mir selbst in der Kolonie eine eigene Villa bauen und aus dem noch übrigen Gelände vielleicht noch eine Million herausschlagen.“ So sah der glänzende Aufstieg Deutschlands um die Jahrhundertwende aus, wenn man ihn bei Licht besah.

Den neugebackenen Millionär Julius Rieger wollte ich bewundern. Als ich wieder mal in Berlin war, sollte es geschehen. Im Rheingold, dem großartigen Hotelunternehmen am Potsdamer Platz, hatte ich den dortigen Küchenmeister Richter, einen Bruder meines Hal-lenser Studienfreundes Otto Richter, aufgesucht und mir die gewaltige Küchenanlage zeigen lassen. An etwa 20 Herden amtierten 20 Küchenmeister mit einem Heer von 200 Angestellten, um täglich ein paar tausend Gäste abzufüttern. Oben im Restaurant hatte ich dann für ein paar Mark ein fürstliches Mittagmal gehalten. In dieser behaglichen Stimmung läutete ich dann Julius Rieger an. Er freute sich über den Anruf und lud mich ein, sofort zu ihm zu kommen. Der passende Zug nach seiner Station fuhr in 20 Minuten von Bahnhof Friedrichstraße ab. Ich musste eine Taxe benutzen, um zurechtzukommen – die erste Autofahrt meines Lebens. Auf der Station erwartete mich eine Equipage. Nach kurzer Fahrt ging es in einen Park bis zu einem unansehnlichen Wirtschafts- und Stallgebäude. Ich hielt es für die Wohnung des Kutschers. Aber nein! Aus der Tür trat Julius Rieger und bat mich hereinzukommen. Seine Frau ließ sich vorläufig entschuldigen, sie bereite für mich in der Küche ein lukullisches Mal. Mein Protest dagegen, ich käme gerade vom Mittagessen, half nichts. Ich wurde in den Park geführt, wo unter einer alten Eiche ein Tischlein stand und schon eine Flasche Wein prangte. Eine Spargelsuppe machte den schmackhaften Anfang. Dann folgte ein saftiges Kotelett mit feinstem Gemüse. Die Hausfrau schmunzelte, als es mir schmeckte, und meinte: Sie werden nicht wissen, was Sie gegessen haben. Es war ein Pilzgericht, das Ihnen Fleisch vortäuschte. Wir sind Vegetarier und trinken auch nur alkoholfreien Wein. Das war nicht gerade meine Sache. Als wir dann im Park spazieren gingen, kamen ein paar Jungen angesprungen, barfuß und nur mit Hemd und Hose bekleidet. Ich hielt sie für die Kinder des Kutschers. Aber es waren die Kinder des Hauses, die eben im Gemüsegarten mit Möhren und Kohlrabi und Johannisbeeren als Nachtisch ihr Mittagmal gehalten hatten. Im Winter gab es dann auch Äpfel, Bananen, Weintrauben und Apfelsinen, die in großen Mengen aus Tirol und Italien bezogen würden. Jedenfalls hatte der Millionensegen nicht zur Üppigkeit verführt. Für eine feudale Villa war erst ein schöner Platz im Park vorgesehen. Der Bau sollte erst im nächsten Jahr beginnen. Nach dem Weltkrieg habe ich von Julius Rieger nichts mehr gehört.

Blick für Literatur und Kunst

Mein Elternhaus war schlicht und einfach. Mein Vater hatte nur die Dorfschule besucht, sich aber im Laufe der Zeit eine gewisse Bildung angeeignet. Seinen Schiller hatte er wohl mehr als einmal gelesen und war auch in Goethe bewandert. Ihre gesammelten Werke standen in seinem Bücherschrank. 1869 war er in die Loge „Friedrich zum goldenen Zepter“ eingetreten und hatte sich in den siebziger Jahren an ihren Arbeiten wohl ziemlich rege beteiligt. Die Loge vermittelte ihren Mitgliedern eine ganze Menge Bildungstoff aus Philosophie und Geschichte. Auch ein reger Theaterbesuch in diesen Jahren hatte meinen Eltern den Blick für Literatur und Kunst geweitet.

Aber als der Vater das Spezereigeschäft übernommen hatte, trat die „Aera Necessitas“ des täglichen Erwerbslebens an meine Eltern heran. Das Geschäft wurde früh um sieben eröffnet und ohne Pause bis abends 10 Uhr offen gehalten. Da stand denn Vater vom frühen Morgen bis späten Abend am Ladentisch, wenn auch nicht ununterbrochen. Ein Kommiss und zwei Lehrlinge waren seine Gehilfen, und ein Hausknecht war mit dem Heranschaffen der Waren beschäftigt. Die Ladengehilfen wohnten im Hause und saßen mit uns zu Tische, sodass Mutter mit der Hauswirtschaft alle Hände voll zu tun hatte, da sie nur eine Hausgehilfin hielt; auch meine Schwester, die die höhere Töchterschule als eine der besten Schülerinnen besucht hatte, musste im Haushalt tüchtig helfen. So war für geselligen Familienverkehr von Haus zu Haus wenig Zeit übrig. Der nicht allzu große Gewinn aus dem Geschäft reichte gerade für den Lebensunterhalt und die Kosten für die Schulausbildung der vier Kinder. Doch war uns manchmal ein wertvoller Theaterbesuch vergönnt. Ein Ereignis für Breslau bildeten die Gastspiele der Meininger Hofbühne im Lobetheater. Wallenstein, Maria Stuart, Julius Cäsar waren erschütternde Aufführungen, die ich vom hohen Olymp herab bewundern konnte. Die erste Operette, die ich sah, war der Bettelstudent – leider für mich eine Enttäuschung. Da ich kein Textbuch zur Verfügung hatte, die gesungenen Worte nicht verstand und demgemäß die Handlung nicht begriff, für die reizvolle Musik noch wenig Sinn hatte, war dieser erste Versuch, in das Reich der heiteren Muse einzudringen, völlig fehlgeschlagen. Später haben mich wohl der Zigeunerbaron und die Fledermaus angezogen, aber für Operetten habe ich wegen ihres meist leichtfertigen und phantastischen Inhalts wenig Geschmack gehabt. Die erste Oper, die ich besuchte, war Lortzings „Zar und Zimmermann“, und in reiferen Jahren habe ich noch die großen Opern bewundern gelernt. Oft habe ich es bedauert, dass uns auf dem Gymnasium weder ein Gesangsunterricht, eine Einführung in die Musikgeschichte noch sonst eine Anregung für die Geschichte der bildenden Künste gegeben wurde, während in der Oberprima Prof. Pehner einen kurzen, aber gehaltvollen Abriss der deutschen Literaturgeschichte gab. Aber das Gymnasium war schon reichlich mit Stoff überhäuft.

Schulfreunde

Nur mit wenigen Schulkameraden stand ich in freundschaftlichem Verkehr, der zumeist in einer Arbeitsgemeinschaft bestand und mit dem Abgang vom Gymnasium sein Ende fand. Nur einer ist mir bis zum Tode treu geblieben, eine unglückselige Gestalt, der kleine Max Heinrich. In der Quinta war er Musterschüler bei dem fürchterlichen Dr. Winkler, und hielt bis zum Abitur gleichen Schritt mit mir. Er studierte zwei Semester Theologie, schwenkte dann zur Juristerei über und bestand das Referendarexamen. Der Vater war ihm zeitig gestorben. Das Erbe reichte der Mutter gerade zur anständigen Erziehung dieses einen Sohnes. Er war nicht gerade besonders begabt, aber mit eisernem Fleiß hat er sich bis zum Referendar durchgearbeitet. Die praktische Bewährung am Amtsgericht Verstörtheit (Verstocktheit) seiner Gedanken; ferner fehlte ihm die gesellschaftliche Gewandtheit, die für den Verkehr in Juristenkreisen erforderlich ist. Da scheiterte er am Assessor-Examen. Er hatte sich ziemlich genau berechnet, dass sein väterliches Erbe bei dürftiger Lebensführung bis zum Assessor-Examen reichen würde. Nun stand er vor der Frage, was weiter werden sollte. Die alten Freunde versuchten, ihm Stellung bei einem Rechtsanwalt zu verschaffen, aber bald erwies es sich, dass er zu geordneter Tätigkeit nicht zu brauchen war. Mehrere andere Versuche misslangen. Schließlich wurde er Almosenempfänger und ein skurriler Eigenbrötler, der es trotzdem fertig brachte, mit der geringen Wohlfahrtsunterstützung von 24 Mark monatlich sein Leben zu fristen und es verschmähte, von anderen Leuten eine Unterstützung zu nehmen – außer von mir. Als es zu Ende ging, wünschte er, dass er nach dem Tode verbrannt würde und seine Asche vom Flugzeug aus über dem Oswitzer Friedhof ausgestreut würde, wo seine Mutter ruhte. Vor seinem Tode gestand er mir, dass sein Vater Trinker gewesen sei und er dessen trauriges Erbe tragen müsste.

Erste Reise nach Berlin - Besuch des Kaisers

Erwähnen möchte ich noch ein Erlebnis aus meinen Obersekundanerferien. Damals durfte ich zum ersten Mal nach Berlin fahren. In Steglitz wohnte eine Schulfreundin meiner Mutter, die mit dem „Geheimsekretär“ der Rentenbank Schmidt verheiratet war und eine einfache Villa Lindenstraße 30 besaß. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und von ihrem einzigen Sohne als Cicerone in Berlin herumgeführt. Alle Sehenswürdigkeiten wurden mir gezeigt; besonders eindrucksvoll waren das Mausoleum Charlottenburg, Sanssouci und das königliche Schloss. Doch den alten Kaiser bekam ich nicht zu Gesicht, da er wohl zur Kur in Bad Gastein weilte. Nur einmal war es mir später gegönnt, diese edle Greisengestalt zu sehen, als der Kaiser zu Manövern in Breslau weilte. Da hatte Vater uns Kinder mitgenommen: der Kaiser sollte am Freiburger Bahnhof vom Manövergelände zurückkommen. Eine erwartungsvoll jubelnde Menge, in der wir eingezwängt zwei Stun-

den standen, begrüßte ihn mit lautem Jubel bei der Rückankunft von der Elferkaserne Am Nikolaistadtgraben.



Kaserne des I. und II. Batl. des Grenadier-Regt. No. 11

Die Sommerferien bei der Steinbergschen Familie in Goldberg

Die schönste Ferienfreude bildete die jährlich zu Beginn der Sommerferien unternommene Fahrt mit Mutter zu den Großeltern. Die Steinbergsche Familie hatte seit etwa hundert Jahren am Kirchplatz neben dem Pfarrhaus ein dreifenstriges Haus. Zu ebener Erde war ein langer Flur, von dem ein Gang in den Garten führte. Im ersten Stock waren vorn heraus nur ein Flur und ein zweifenstriges Zimmer, das als „Salon“ gelten konnte. An den Wänden hingen Familienbilder und in Glas gerahmte Zeichnungen meiner Mutter aus ihrer Schulzeit. In einer altertümlichen Servante, die stets verschlossen blieb, standen Porzellantassen, Krüge und mancherlei Zierrat – für uns Kinder ein geheimnisvoller Anblick. Zwei Betten standen noch darin, in denen wir meist schlafen durften. Die Küche ohne Fenster schloss sich dann in der Mitte des Hauses an. Das Licht fiel von oben durch den offenen Schlot herein, in den der Rauch aus dem Ofen lustig hinaufwirbelte. Der Raum war natürlich oben schwarz verräuchert und nur unten herum weiß gestrichen. Eine besondere Ehre für uns war es, wenn wir in der Pflaumenzeit im Kessel das Mus rühren durften.

Hinten hinaus waren das große behagliche Wohnzimmer und daneben das schmale Schlafzimmer der Großeltern. Im Oberstock waren noch zwei Zimmer, von denen uns eins manchmal als Schlafstätte angewiesen war. Auf dem Boden standen früher zwei Webstühle, an denen Großvater mit seinen Gesellen gearbeitet hatte. Vom Oberboden sah man vom Dachfenster aus am Horizont bei klarem Wetter das Riesengebirge schimmern. Unter dem alten Gerümpel entdeckten wir ein uns nicht vertrautes Gerät, den Vor-

läufer des „Weihnachtsbaumes“: eine aus vier Leisten hergestellte offene Pyramide mit etlichen Stockwerken, schön mit Flittergold und Blumen geschmückt. Lichthalter dienten für aufgesteckte Kerzen. In den Stockwerken wurden gewiss die Gestalten der Weihnachtsgeschichte aufgestellt. Auf der Spitze befand sich ein drehbarer Fächer, der durch die aufsteigende Wärme der Lichter in Bewegung versetzt wurde, sodass sich die Gestalten wie in einem Karussell bewegten. Jedenfalls in der alten Zeit eine ebenso große Weihnachtsfreude wie ein prunkvoll geschmückter Christbaum späterer Zeit.

Im großelterlichen Hause fühlten wir uns wie im Paradiese. Die schöne Umgebung Goldbergs mit ihren Bergen, das Katzbachtal mit seinen fruchtbaren Auen bedeutete für uns Großstadtkinder ein Wunderland der Freiheit, wo man herumstreifen und ungeahnte Schönheiten der Natur bewundern konnte, das Auge oben von der Spitze des Wolfsberges oder wie lieblich leuchtete das Katzbachtal mit den steil abfallenden „Rabendecken“!

Großvater, der ein Alter von 89 Jahren erreichte, war in den ersten Jahren noch rüstig und frisch, wenn auch schon vom Alter zu geruhsamer Muße gezwungen. Am Sonnabend ging er auf den Markt, um vielleicht alte Bekannte zu treffen, und brachte uns zu unserer besonderen Freude vom Fleischer ein paar warme Wellwürste mit. Auch die Großmutter wusste mit ihrer Kochkunst die Ferienzeit recht erholsam zu gestalten. Das Kalb- und Schweinefleisch kostete damals das Pfund etwa 50 G, ein Pfund Butter etwa 90 G, und zu den leckeren Eierkuchen kostete die ganze Mandel Eier 50 – 60 G. Eine besondere Leckerei waren aber die schönen Walderdbeeren, die ein altes Weiblein mit Pilzen aus Willmannsdorf brachte. Da schmeckt die Milch, die abends aus dem nächsten Gutshof frisch aus dem Stall geholt wurde, wie ein Göttertrank. Während es sonst im Hause sehr still war – da saß der Großvater im Lehnstuhl und rauchte aus langer Pfeife Tabak, bis er im dämmernden Rauche fast verschwand – belebte sich am Sonnabend am Markttage die Stube mit lieben Gästen. Da kamen die bekannten Gutsbesitzer der Umgegend, um bei Großmutter Steinberg eine Tasse Kaffee zu trinken. Die Wagen standen in langen Reihen vor dem Hotel „Zu den drei Bergen“. Zuerst erschienen die Frauen. Da saß auf dem Sofa die alte Fenis Rosemann vom Hohen Grimmen, einem Vorwerksgut von Goldberg, aus Modelsdorf Frau Kühn von behaglicher rundlicher Fülle; oder die Schwägerin Frau Kühn aus Gollschau, die einen etwas vornehmeren Eindruck machte, oder Frau Rosemann aus dem Vikariengrunde. Später kamen die Männer, zu der sich noch der andere Kühn aus der Oberau gesellte mit goldener Brille, ein tüchtiger Landwirt von froher Lebensart. Da lernte ich eine Gesellschaftsschicht kennen und achten, mit der ich in Breslau überhaupt nicht in Berührung kam. Die liebsten Gäste waren die Willmannsdorfer Lienig, die meiner Mutter besonders vertraut waren, da Frau Lienig geb. Rosemann ihre treue Schulkameradin gewesen war. Willmannsdorf lag im Jauerschen Kreise unter dem Hochberg, etwa 2 Stunden Wagenfahrt von Goldberg entfernt. Die Willmannsdorfer kamen natürlich seltener, aber desto größer war unsere Freude. Denn fast jedes Jahr nah-

men sie uns für acht oder vierzehn Tage mit nach Willmannsdorf, wo ich wohl meine schönsten Ferientage verleben durfte. Das Gut war ungefähr 600 Morgen groß und wohl seit 200 Jahren im Besitz der Familie. Herr Gustav Lienig war als der jüngere Sohn Baumeister geworden und hatte das Gut erst nach dem frühen Tode seines Bruders übernommen. In der aufstrebenden Zeit nach dem siegreichen Kriege hatte er ein einfaches aber stattliches neues Gutshaus gebaut und unter dem Hochberg einen Kalkringofen errichtet, um den dort anstehenden Kalkstein zu nutzen. Bei der rasch einsetzenden Bautätigkeit fand der Kalk schnellen Absatz. Bis zehn Gespanne waren im Gange, um den gebrannten Kalk bis nach Jauer zur Bahn zu befördern. Er war besonders für Wasserbauten gut verwendbar und recht gesucht. Dabei muss ein gutes Stück Geld verdient worden sein; denn das Gut konnte damit schuldenfrei gemacht werden, sodass auch die folgenden mageren Jahre, als es der Landwirtschaft schlecht ging und auch der Kalkabsatz stockte, ohne Schulden überstanden werden konnten.

Es war ein schönes Besitztum. Hinter dem Hofe zogen sich die Felder und Wiesen nach dem Hochberg hinauf, der zur Hälfte zum Gute gehörte, während sich neben den Feldern Wald ins Tal senkte, in dem am Abhang der Kalkofen stand. In dieser schönen Berglandschaft konnten wir frei und fröhlich alle Freuden des Landlebens genießen, im Walde herumstreifen, im Bache Krebse fangen, von den Kirschbäumen an den Wegen die köstlichen Früchte pflücken, im Garten die Beerensträucher plündern. Dabei waren frohe Gefährten Georg und Richard, die nur wenige Jahre älter waren als ich und später als tüchtige Landwirte dem Vater zur Seite standen.

Als die schlimmen Jahre unter Reichkanzler Caprivi kamen, konnte der Bruder von Frau Lienig, Max Rosemann, das Gut auf den Grimmen nicht halten und musste Konkurs anmelden. Unsere Großeltern hatten in alter Freundschaft Max Rosemann noch eine größere Summe, etwa 15.000 Mark, auf Hypothek geliehen, die beim Konkurse ausfielen. Herr Lienig in Willmannsdorf konnte bei der Versteigerung das Vätergut seiner Frau erstehen und hätte rechtlich nicht nötig gehabt, die 15.000 Mark, die verfallen waren, an die Großeltern auszuführen – er tat es in großmütiger Weise in ehrlicher Freundschaft. Den Grimmen übernahm der älteste Sohn Georg, während später Richard das väterliche Gut in Willmannsdorf erben sollte. Das Schicksal wollte es anders. Georg Lienig hatte sich bei seinem Militärdienst infolge eines Hitzschlages epileptische Anfälle zugezogen, die allerdings nur selten auftraten. Als er einmal im Frühjahr, wo die Drainagegräben noch voll Wasser waren, über Feld ging, stürzte er unversehens bei einem Anfall hinein und konnte nur als Leiche geborgen werden. Tief erschüttert habe ich in Willmannsdorf der feierlichen Beisetzung beigewohnt. Nach seinem Tode musste Richard den Grimmen verwalten, und seine jüngste Schwester Hedwig führte ihm die Wirtschaft. Dabei lernte sie einen Nachbargrundbesitzer Tilgner kennen und heiratete ihn. Die älteste Schwester Martha hatte den Textilfabrikanten Holland in Neurode geheiratet. Richard Lienig heiratete eine Guts-

besitzertochter Sagasser von einem Nachbargut, das er später als Erbe erhielt. Nach dem Tode der Eltern in Willmannsdorf waren in seiner Hand drei größere Güter vereinigt, die er auf die Dauer nicht zu verwalten vermochte. So entschloss er sich, Willmannsdorf zu verkaufen. Damit war mir mein Jugendparadies für immer verschlossen. Doch habe ich noch bis zum Jahre 1913 in alter Freundschaft manchen schönen Tag der Erholung bei Richard Lienig auf dem Grimmen zubringen dürfen.

Studium der Theologie

Mit der Schilderung des Goldberger Kreises bin ich weit über meine Jugendzeit hinweggeeilt und muss wieder an meine letzte Schulzeit in Breslau anknüpfen. Was sollte nach dem Abiturium, das ich am 22. März 1889 glücklich bestand, nun werden? Zum Kaufmannstande riet mir mein Vater nicht; er hatte dabei nicht den goldenen Grund gefunden. Zur Juristerei spürte ich keine Neigung. Als Richter Leute ins Gefängnis zu müssen erschien mir keine erquickliche Aufgabe. Von der Schulmeisterei hatte ich am eigenen Leibe genug erfahren, und für die Medizinerei hatte ich auch keine Lust.

Freunde des Vaters rieten zur Beamtenlaufbahn bei der Post oder der Reichsbank; doch war bei dem großen Andrang keine Aussicht, dort anzukommen. Meine Neigung galt der Theologie. Nur eine gewisse Scheu, ob ich beim Studium die schweren Staatsexamen leisten konnte, hielt mich zurück, meinen inneren Wunsch von vornherein als Entschluss zu äußern und alle anderen Vorschläge von vornherein abzulehnen. Aber als die Frage der Entscheidung wirklich an mich herantrat, gab es kein Bedenken: ich musste nach meiner ganzen Entwicklung Theologe werden. Schon die Großeltern waren fromme Leute gewesen und hatten zu den „Stillen im Lande“ gehört. Der Großvater langte sich früh nach dem Aufstehen erst vom Bücherbrett seine Bibel herunter und las seinen Morgensegen, ehe er ans Frühstück dachte. Der sonntägliche Kirchengang gab dem Sonntag erst die rechte Weihe. Wie stolz war ich, wenn ich neben Großvater oder Großmutter im Kirchstuhl sitzen konnte, in dem schon drei oder mehr Generationen Gott gepriesen hatten. Auch meine Eltern waren kirchlich gesinnt. Die Mutter hatte sich aus Goldberg ihr Andachtsbuch mitgebracht; es war wohl der Morgen- und Abendsegen des alten Rationalisten Bogatzky. Vater war in späteren Jahren Mitglied der Gemeindevertretung von St. Bernhardin und Armenpfleger bei Pfarrer Jakob. Dazu kam, dass in Breslau sehr tüchtige Pastoren auf der Kanzel standen: bei Bernhardin Probst D. Treblin, ein kleiner, schwächlicher, aber geistvoller Mann, ein Anhänger Schleiermachers; Senior Decke, mein Konfirmator und später väterlicher Freund; Pfarrer Lic. Hoffmann, eine große stattliche Gestalt mit rhetorischer Begabung; Pfarrer Jacob, eine vornehme Natur, der besonders die Damenwelt anzog, Konfirmator meiner Schwester Helene. Am meisten begeisterte mich Pastor Primarius Matz an der Magdalenenkirche, eine große, ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, ein gewaltiger Kanzelredner mit einer Stimme, die wie Orgelklang die wei-

ten Hallen der Kirche füllte. Meist waren alle Sitzplätze besetzt, und in den Gängen drängten sich die Zuhörer. Auch bei Bernhardin waren die Gottesdienste in meiner Jugend so gut besucht, dass Leute auf den Treppenstufen saßen. Kein Wunder, dass mir der Beruf eines Geistlichen als erstrebenswertes Ziel galt.

Abiturfeier

Das glücklich bestandene Abitur – wir waren dreizehn, von denen einer in Jahresfrist starb – hatte noch ein tragikomisches Nachspiel. Es war hergebrachte Sitte oder vielmehr Unsitte, dass die Abiturienten nach der Entlassung aus der Schule einen großen Kommers mit Freibier und einer Kapelle begaben, wozu Freunde und Bekannte eingeladen wurden, die in großer Zahl, geladen oder ungeladen, herbeiströmten. Nun war unter uns der Sohn des Direktors, der uns mitteilte, dass sein Vater einen solchen Kommers als Unsitte verabscheue und wünsche, dass ihm endlich ein Ende gemacht werde. Das Verbot störte uns nicht, da nach der Entlassung der Direktor keine Gewalt über uns hatte. Der Grimm darüber entlud sich in einer bösen Philippika, als wir in Frack und weißen Handschuhen zur Entlassung in der Aula vor der versammelten Schülerschar erschienen, auf unsere schuldbeladenen Häupter. Der Grimm hatte allerdings seine Berechtigung, denn meist wurde bei dem Kommers in einem Bierulk die Lehrerschaft nicht gerade glimpflich behandelt. Der Kommers fand im großen Saal des Tivoli statt und kostete meinen Vater eine ganze Stange Geld, die ich vielleicht besser hätte gebrauchen können.

1889- 1895: Meine Studienjahre

Breslauer Universität



Breslauer Universität